

Der Pfahlbau bei Frauenfeld zwischen Niederwyl und Strass

Autor(en): **Pupikofer, J.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **3 (1863)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Pfahlbau bei Frauensfeld zwischen Niederwyl und Straß.

Bericht an den historischen Verein des Thurgaus

von

J. A. Pupkofer.

Sammt einer Zeichnung.

Im Frühjahr 1861 hat der historische Verein des Thurgaus die Ueberreste der Pfahlbauwerke am thurgauischen Ufer des Untersee's untersuchen lassen und die Ergebnisse im ersten Heft seiner Beiträge zur vaterländischen Geschichte veröffentlicht. Seither sind auf dem jenseitigen Ufer, wie schon früher in Wangen so auch um Radolfszell ebenso in den Buchten des Bodensees, besonders in der Umgegend von Ueberlingen, so weitverbreitete Reste von Pfahlbauwerken aufgefunden worden, daß hieraus gefolgert werden darf, diese Ansiedelungen einer vorhistorischen Lagunen-Bevölkerung habe sich über alle Ufer des Bodenseebeckens ausgedehnt. Näheres ist besonders hinsichtlich des schweizerischen Bodensee-Ufers noch nicht ermittelt. Es ist sehr zu wünschen, daß die zu Tage tretenden Spuren von Pfahlbauwerken nicht länger unbeachtet gelassen, sondern denselben weiter nachgegangen und die erforderliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt angewendet werden, um über die Beschaffenheit und Ausdehnung der Ueberreste ins Reine zu kommen.

Unterdessen sind im Innern des Landes, in dem zwischen Niederwyl und Straß liegenden Torfmoore des Egelsees, eben-

falls Pfahlbauwerke aufgefunden worden. Die Beschaffenheit derselben gewährt einen bedeutsamen Beitrag zur nähern Kenntniß dieser, wie es scheint, über den ganzen Westen Europas verbreiteten Baureste eines untergegangenen Geschlechts, verdient daher namentlich die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde der Ostschweiz, besonders des Thurgaus.

Da, ungeachtet schon viel über die Pfahlbauten geschrieben worden ist, doch noch sehr verworrene Vorstellungen darüber im Gange sind, werden hier der Beschreibung der im Torfmoore von Niedermühl gemachten Entdeckung einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt, um die Stelle zu bezeichnen, welche die Pfahlbauwerke in der Kulturgeschichte einzunehmen bestimmt sind.

Die einzelnen Wahrnehmungen, welche bei der Untersuchung der Pfahlbauten dem Beobachter sich darbieten, weisen nämlich auf eine Zeit zurück, da alle Hügel und Thäler unserer Niederungen mit Waldung und Dornesträuch bedeckt waren, Wölfe, Bären, Luchse gegenseitig um die Herrschaft stritten und miteinander gegen die Auerochsen, Elenuthiere und die schwächern Thiergeschlechter, Hirsche, Rehe, Hasen, Biber, Fischotter in stetem Vernichtungskriege wetteiferten. Ueber ihnen freisetzten beutehungerig Geier und Adler und unter ihnen wälzte sich jenes Schlangengewürm der Drachen, von welchem die Sage so manche graufige Geschichte zu erzählen weiß. Wenn auch das Eichhörnchen in den Zweigen des riesigen Laubdaches der Eichen, Buchen, Tannen und Birken sein harmloses Spieltrieb, ungefährdet von den Pfeilen des Jägers, und Finken, Sperlinge, Meisen und Zeisige mit ihrem einfachen Gesange die sonst nur durch das Geheul der Raubthiere oder durch den Wettersturm unterbrochene Waldesstille belebten, so wagte doch der menschliche Fuß nur schüchtern in diese Wildniß einzutreten. Konnte er sich des Tages auch mit Keule, Speer und Geschosß der Gefahren erwehren, die ihn überall umlauernten, so fand er doch für sich und seine Kinder keine Ruhestätte, auf welcher ihn sorgloser Schlaf hätte erquicken mögen. Anderswo, z. B. im zerklüfteten Jura, bot ihm etwa eine Felsenhöhle Schutz und Obdach; im Gelände der Thur

und Sitter, der Töfz und Glatt oder am Bodensee und Rhein versagte ihm die Natur der Gebirgsart eine solche Zuflucht, es sei denn, daß er durch eisernen Fleiß und langwierige Mühe den Fels aufschloß. Aber ihm fehlte noch das Werkzeug dazu. Das Eisen und seine Verwendung war ihm ein noch unbekanntes Ding. Wollte er in dem unwirthlichen Urwalde weilen, so mußte der Mensch den Biber zum Lehrmeister annehmen, der nicht besser als er ausgerüstet vor ihm schon hier sich niedergelassen, an den Gewässern Dämme aufgeführt und Hütten gebaut hatte, zugleich zum Schutze gegen den Wolf und als Warte, von der aus er auf den Fischfang ausging.

In Wirklichkeit hat der Instinkt der Biber und die vernünftige Ueberlegung die ersten menschlichen Ansiedler dieser Gegenden zu ähnlichen Bauwerken geführt. Um vor den Anfällen der Raubthiere oder rivalisirender Horden gesichert zu sein, stellte der Urbewohner seine Hütte und Lagerstätte in einen See oder Sumpf. Ein dünner Balken, den er nach Belieben zurückzog, diente ihm zum Stege, ein ausgehöhlter Baumstamm als Fahrzeug, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Die Fische und Amphibien, die mit ihm seinen Wasseraufenthalt theilten und von den Abfällen seiner Küche sich mästeten, gewährten ihm bei seiner Mahlzeit eine willkommene Zuspeise.

Die Wasserhütten sollten indessen vorzugsweise als Ruhestätten und Sammelorte dienen; den Tag über trieb das Nahrungsbedürfniß die Bewohner auf das Land hinüber, um die Früchte und Beeren, Kräuter und Wurzeln zu sammeln, welche den Hunger zu stillen geeignet waren. Daß die Haselnüsse z. B. als Wintervorrath eifrig eingeheimset wurden, ersieht man aus der Menge Schalen, welche man zwischen den Pfählen und Bodenräumen der Hüttentrümmer noch vorfindet. Ebenso verhielt es sich mit den Holzäpfeln, welche nur in gedörrtem Zustande die Fäulniß überdauern und als Zeugnisse der häuslichen Betriebsamkeit jener Zeit bis auf unsere Zeit sich erhalten konnten. Zahlreiche Knochenüberreste von Waldthieren in den Küchenabfällen zwischen den Pfählen lassen ferner nicht daran

zweifeln, daß auch die Jagd und der Vogelfang als Geschäft betrieben wurden. Wie der Arm des Menschen durch seine Erfindungskraft und durch gemeinsames Handeln der wachsenden Bevölkerung mächtiger wurde, wuchs auch seine Herrschaft über die Thierwelt. Den Bären und Wolf zu bekämpfen und zu besiegen reizte die Jagdlust nicht weniger als die Ehre, einen gefährlichen Feind erlegt zu haben.

Indessen blieben diese Leute, die ihre Wohnungen in den Seen und Sümpfen errichteten, nicht auf die Naturproducte des dieser Gegend eigenthümlichen Klima's beschränkt. Sie waren vielmehr bereits im Besitze einiger zahmen Hausthiere, einer kleinen Art Rind und einer besondern Art Schwein, des Sumpfschweins. Auch einige Getreidearten besaßen sie, besonders Weizen und Gerste. Endlich waren sie bereits mit der Anpflanzung des Leins bekannt. Es fragt sich also, ob ihnen diese Producte erst, nachdem sie sich im Lande niedergelassen hatten, durch den Handelsverkehr oder nachrückende Colonisten zugekommen sind, oder ob sie dieselben schon bei ihrer ersten Einwanderung mitgebracht haben. Vorläufig sieht man jedoch jene Thiere und Pflanzen, da sie unsrem Klima fremd sind, als Beweise an, daß die Einwanderer, seien sie über die Alpen her eingedrungen oder über den Rhein, ursprünglich von einem Volke abstammten, das in mildern Gegenden der allgemeinen Wiege des Menschengeschlechtes näher wohnte. Der Besitz solcher Gegenstände setzt hiemit voraus, daß von diesen Wasserdörfern aus auch Agricultur betrieben wurde, daß die Bewohner nicht bloß in rauhe Thierfelle sich kleideten, sondern die Hausindustrie der Weberei damals schon begonnen hatte.

Man begreift aber nicht, wie dieser Volksstamm zu allem dem gelangen und solche Arbeiten betreiben konnte ohne Eisen und Stahl oder andere verwendbare Metalle. Sie hatten Hammer, Beile, Messer und Sägen, aber alles nur von Stein, zwar von hartem und scharfem Stein, Granit, Serpentin, Nephrit, Feuerstein. Aber wie konnten sie denselben eine schneidende Schärfe verleihen, wie mit so stumpfen Werkzeugen

Bäume fällen, Stämme spalten und behauen, Webstühle zimmern? Daß sie es vermochten, beweist der Augenschein. Der geschickte Handgriff und die Beharrlichkeit ersetzte, wie bei den Wilden Amerikas oder bei den Chinesen jetzt noch, die Unvollkommenheit des Werkzeugs. Den Feuerstahl und das phosphorisirte Zündhölzchen entbehrten sie; dafür mochten sie die Glühkohle in der Nische oder vielleicht, wie einst die Griechen und Römer auf dem Altare der Besta, die brennende Flamme auf dem gemeinsamen Herde ihres Versammlungshauses desto sorgfältiger unterhalten. Löschte sie aus, so entlockten sie durch Reibung trockener Stäbe dem Holze die zündenden Funken. In dunkler Erinnerung an diese alte heidnische Kunst, die vorzugsweise bei Entzündung der Opfer angewandt wurde, sagen die Gebirgsbewohner jetzt noch, durch Reibung von Stäben Feuer machen heiße „dem Teufel hälen.“

Wenn das Vorkommen fremden Gesteins zu der Folgerung nöthigt, daß ein gewisser Handelsverkehr statt hatte, vermittelt dessen z. B. der Serpentin und Feuerstein vielleicht gegen Gewebe eingetauscht wurden, so lassen die Grabmäler, die man zuweilen noch in alten Waldungen findet, auch nicht zweifeln, daß bei den Leuten jener Zeit bestimmte religiöse Vorstellungen von Gott und von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode vorhanden waren. In den Waldungen, besonders auf höher gelegenen Stellen, trifft man nämlich zuweilen auf Todtenhügel, in welchen Scherben von Töpfen ganz gleicher Beschaffenheit sich vorfinden, wie diejenigen sind, die in den Pfahlbauwerken zerstreut liegen. Man schließt also daraus mit Grund, daß jene Todtenhügel aus dem Zeitalter der Pfahlbaubewohner herrühren und von denselben errichtet wurden. Folglich, wie die Beschaffenheit der Todtenhügel zeigt, bestatteten die Pfahlbaubewohner ihre Todten auf dem Lande. Bald legten sie die Leichname einfach auf den trockenen Boden, bald verbrannten sie dieselben und sammelten die Asche in Töpfe. Bei der einen und der andern Behandlungsweise gaben sie denselben zur Reise in die andere Welt Speisen mit. Dieß bezeugen die dabei

befindlichen, häufig unter die menschlichen Gebeine gemischten Thierknochen. Ueber der Asche schichteten sie gewölbartig Steine auf und bedeckten dann das Gestein mehrere Fuß hoch mit Erde, so daß der Grabhügel eine kreisförmige Gestalt mit einem 20—30' haltenden Durchmesser erhielt. Daß diese Grabhügel wirklich von denselben Menschen herrühren und aus derselben Zeit herkommen, denen die Pfahlbauwerke zuzuschreiben sind, erfieht man aus der Uebereinstimmung der in den Grabhügeln und in den Pfahlbauten gefundenen Thongeschirre.

In welcher Zeit die Sumpf- und Wasserdörfer zuerst angelegt wurden, ist nicht auszumitteln. Eben so wenig ist der Name des Volkes bekannt, das zuerst in diesen Wohnsitzen seine Wohnung aufgeschlagen hat. Man heißt die Steinbeile, deren sie sich bedienten, zwar Kelte, aber daß sie selbst dem Volke angehörten, das unter dem Namen der Kelten, Galater, Gallier geschichtlich bekannt wurde, ist eine willkürliche Annahme. So viel ist durch die bisherigen Untersuchungen festgestellt, daß die ältesten Pfahlbauwerke ohne die Hülfe metallischer Werkzeuge zu Stande gebracht worden sind. Jahrhunderte mochten vergehen, bis die Sumpfbewohner mit dem Gebrauche von Metallen bekannt wurden und neben den steinernen Waffen und Beilen bronzene (eherne) gebrauchen lernten. Uebermals mochte ein langer Zeitraum verfließen, bis das geschmeidigere Eisen an die Stelle der Bronze trat und die Steinwerkzeuge allmählig verdrängte. Man unterscheidet daher ein steinernes, bronzenes und eisernes Zeitalter, in merkwürdigem Widerspruch mit der überlieferten Sage, welche das früheste Zeitalter als das goldene bezeichnet und das silberne und eherne, eiserne und bleierne darauf folgen läßt.

Einen geschichtlichen Anhaltspunkt gewährt der griechische Geschichtschreiber Herodot. Laut seines Berichtes hatte Darius der König der Perser, zweiter Nachfolger des Cyrus, in seinem Streben nach Weltherrschaft den Entschluß gefaßt, sein Reich auch über Europa auszudehnen. Um sich die Griechen zu unterwerfen, glaubte er vor allem aus Thracien erobern und längs

der Meeresküste eine sichere Bahn für sein Heer sich verschaffen zu sollen. Zu solchem Zwecke gab er seinem Statthalter Megabyzus den Befehl, die in jenen Gegenden wohnenden Syropäonen und Päopler zur Auswanderung nach Asien zu zwingen. Als dies geschehen war, sollten auch die Stammverwandten derselben, die Doberer, Agriener und Odomanten und die Bewohner des Sees oder Sumpfes Prasias dasselbe Schicksal theilen. Nun erzählt Herodot von den letztern: „Sie wohnen auf dem See. Es sind nämlich mitten im Wasser Pfähle eingerammt, zu denen vom Ufer her eine schmale Brücke führt. Die Pfähle, auf welchen das Gezimmer ruht, haben einst alle Genossen gemeinsam errichtet; dann haben sie gesetzlich festgestellt, daß jeder, so oft er ein Weib nehme (denn sie leben in Vielweiberei) drei auf dem Berge Orbelus gefällte Stämme einpfähle. Auf diesen Pfählen also hat jeder eine Hütte, und auf dem Boden öffnet sich mit einer Fallthüre versehen eine Lucke in das Wasser. Ihre kleinen Kinder binden sie mit dem einen Fuß an ein Seil, damit sie nicht in das Wasser fallen. Ihr Vieh füttern sie mit Fischen. Die Menge der Fische ist nämlich so groß, daß, wenn sie durch die Wasserlucke einen Korb hinunterlassen, kurze Zeit nachher der Korb mit Fischen gefüllt zurück gezogen werden kann. Die Fische selbst sind von zweierlei Art: die einen heißen sie Papracen, die andern Tilonen. Der See Prasias ist nicht weit von den Grenzen Macedoniens entfernt, und nahe dabei ist ein Erzbergwerk.“

Aus dieser einfachen Schilderung Herodots ergibt sich aber, daß die Bewohner des Sees Prasias damals keineswegs mehr in der Armuth des Steinzeitalters lebten, sondern durch ihre Verbindung mit den kriegerischen Päonen bereits mit Erz und Eisen bekannt waren.

Dasselbe wird auch der Fall gewesen sein mit den Bewohnern der Seen und Sümpfe zwischen den Alpen und dem Jura, als die Helveter, ein keltisches Volk, sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, aus Gallien über den Rhein wanderten, um zwischen dem Rhein und Main sich niederzulassen, und von dor

bis an den Fuß der Alpen sich ausbreiteten. Ob ihnen bei ihrem Vordringen von den ältern Bewohnern Widerstand entgegengesetzt und bei diesem Anlasse die Pfahlbauwerke vom Brande verzehrt wurden, oder zwischen den ältern Bewohnern und den neuen Ankömmlingen ein friedliches Verhältniß sich gestaltete, darüber können einstweilen nur Muthmaßungen stattfinden. Nur das sorgfältigste Begräumen des auf den Trümmern liegenden Schuttes kann die Frage zur Entscheidung bringen, ob die einzelnen Niederlassungen durch Brand zerstört oder freiwillig verlassen wurden und wegen Vernachlässigung allmählig zerfielen.

Unterdessen sind mehr als zwei Jahrtausende über jenen Ruinen dahin gegangen. Je nach Beschaffenheit des Wasserbeckens hat die Vegetation der Sumpfpflanzen mehrere Fuß hohen Torfs über denselben abgelagert, oder das Gemell sie abgespült und bis auf unscheinbare Reste weggeführt, oder ein späteres Geschlecht gedankenlos den Boden durchwühlte, um das Getrümmer zu fremdartigen Zwecken zu benutzen. Niemand ahnte mehr, wenn zufällig ein Todtenhügel durchstochen oder abgedeckt wurde, oder die Köpfe halb vermoderter Pfähle in See und Sumpf zum Vorschein kamen, daß sie die Zeugnisse und Anfänge unserer Cultur seien. Noch sind erst acht Jahre verflossen, seit es den Zürcher'schen Alterthumsforschern gelang dieselben als Hieroglyphen unserer ältesten Geschichte zu erkennen und ihre Geheimsprache zu erschließen; aber noch lagern manche Räthsel über den sonderbaren Bauwerken und es bedarf der genauesten und sinnreichsten Beobachtung und Vergleichung, um sie zu lösen und über die angewandte Bauart, die Hilfsmittel, die Lebensweise der Ureinwohner des Landes völliges Licht zu verbreiten.

Die Pfahlbauwerke im Egelsee haben die Eigenthümlichkeit, daß die Substructionen des Pfahlbaus bis auf das Einzelste zu Tage gefördert und erkannt werden können. Ihre Untersuchung gewährt also einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß der Pfahlbauwerke überhaupt. Daß auf die Methode, nach welcher die Untersuchung geführt wurde, dabei sehr vieles ankam, ist klar. Daher wird es auch gerechtfertigt sein, wenn

die Veranlassung dazu und das dabei beobachtete Verfahren in die Erzählung aufgenommen wird.

Was nun zunächst die Lokalität betrifft, in welcher die Pfahlbauwerke, mit denen wir es zu thun haben, sich vorfinden, so ist sie auf den Specialarten durch die halbkreisförmige Wendung bezeichnet, in welcher der von Gachnang und Islikon kommende Tegelbach unterhalb Niederwyl hin nach Osterhalden der Thur zufließt. Innerhalb jenes Halbkreises befindet sich ein hügeliger Erdwall, der in seiner Richtung von Westen nach Osten sich verflachend nach Norden umbiegt und bei seinem Abfalle gegen das Thurthal mit dem Höhenzug verbunden ist, über welchen in ost-westlicher Richtung von Pfyn her die alte Römerstraße nach Vitodurum führte. Auf solche Weise bildete sich gegen Nordwesten eine offene längliche Mulde, deren Flächeninhalt ungefähr 40 Jucharten ausmacht. Der größere Theil derselben besteht aus einem Torfmoor; der gegen die Thalöffnung hin liegende Theil ist Sumpf und See. Das Torfmoor in früherer Zeit, bevor die Torfgräberei Eingang fand, als Viehweide benutzt, heißt nach seiner herkömmlichen Bezeichnung das Niederwylser-Riet. Der Name Egelsee, der eigentlich nur noch auf die mit Wasser bedeckte kleinere Fläche paßt, wird aber auch auf die ganze Mulde ausgedehnt und zwar mit um so größerem Rechte, da unstreitig das Torfmoor ehemals See war. Weil bei der Ausbeutung des Torfs schon bei einer Tiefe von 3—4 Fuß das in die Gruben dringende Wasser die Arbeiter hinderte die untern Torflager auszustecken, faßten die Ortschaften Niederwyl und Straß vereinigt den Entschluß, mit gemeinsamen Kräften die südliche Niederung des Erdwalls durch einen zwanzig Fuß tiefen Canal zu durchschneiden und auf solche Weise dem Torfwasser in den Tegelbach Abfluß zu verschaffen. Es war dieß das zweckmäßigste Mittel die Ausbeutung des Torfs bis in die Tiefe zu ermöglichen und, da der Canal mit einer Schleuße versehen ist und hiemit nach Beendigung der Torfgräberei das Moor wieder unter Wasser gesetzt werden kann, die Neubildung des Torfs zu befördern.

In diesem Torfmoore nun findet sich eine Stelle, in welcher die Torfgräber bei einer Tiefe von 2—3 Fuß auf eine mit Holz und allerlei Abraum gemischte Lehmschichte stießen, die für ihre Zwecke nicht mehr taugte. Sie ist ungefähr 100' vom östlichen, 300' vom südlichen und 200' vom nördlichen Ufer des ehemaligen Sees entfernt und nimmt einen Raum ein von etwa 20,000 Quadratfuß, stellt sich hiemit als eine Insel des alten Seebeckens dar; denn rings umher erreicht der Torfgräber erst 8—10' tiefer den ehemaligen Seegrund. Diese Insel ist aber nichts anderes als ein Pfahlbau, um dessen Untersuchung es sich handelte:

Die Veranlassung dazu war folgende:

Am 4. Juni 1862 berichtete mich mein Bruder, Pfarrer J. Pupikofen, er habe am Tage zuvor auf dem Niederwyltorfmoore bei Anlaß des Ankaufs von Torf Wahrnehmungen gemacht, die ihn auf die Vermuthung geführt hätten, daß auf dem Torfmoore ein Pfahlbau gestanden habe. Eine Menge Pfähle, sagte er, stecken in horizontaler und vertikaler Richtung 2—3' tief unter der obern Torfschichte und bilden mit Lehm verbunden den Untergrund derselben, so daß die Torfgräber tiefer mit ihren Spaten hinunter zu bringen gehindert sind, während sie rings um diese überbauten Stellen herum mehrere Fuß tiefer hinunter stechen. Zugleich wies er mir Bruchstücke von Steinbeilen und von Thongeschirren vor, die er dort gefunden hatte. Eine Menge solcher Gegenstände seien, hatten ihm die Arbeiter gesagt, und zwar einzelne ganz erhalten, aufgefunden aber zer schlagen und auf die Seite geworfen worden. Auf diesen Bericht hin verfügte ich mich an demselben Tage auf die Fundstätte. Da die Torfgräber noch damit beschäftigt waren, den gegrabenen Torf auf Häufchen zum Austrocknen zu schichten, hatte ich Gelegenheit mich des Weitern zu erkundigen und von der Richtigkeit der von meinem Bruder ausgesprochenen Vermuthung mich zu überzeugen. Man sagte mir zugleich, daß der Gemein dsweibel Huber, ein vielgereister Mann, bereits in gleichem Sinne sich ausgesprochen und einige Fundstücke mit-

genommen habe. Um eine nähere Untersuchung durch sachkundige Männer zu veranlassen, gab ich einem befreundeten Mitgliede der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Nachricht davon. Zugleich ließ ich eine kurze Anzeige in die Thurgauer Zeitung vom 10. Juni einrücken. Daß in Abweichung von den bisher entdeckten Pfahlbauten eine Art Koost aus über einander aufgeschichteten Knüppeln die Substruktion der Ansiedelung gebildet habe, lag bereits so klar vor Augen, daß die Hinweisung auf diese Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich zu ziehen nicht verfehlen konnte. Am 15. Juni, als ich des schweizerischen Idiotikons wegen zu einer Versammlung nach Zürich reiste, hoffte ich die Direktion der antiquarischen Gesellschaft zu dem Entschlusse bestimmen zu können, daß sie die Aufdeckung des Pfahlbaues in dem Niederwylser-Riet wirklich zu ihrer Aufgabe mache; dagegen drang ihr Präsident Dr. Keller darauf, daß unsere historische Gesellschaft selbst diese Aufgabe übernehme.

Ich glaubte daher allerdings unserm Vereine bei seiner künftigen Versammlung den Antrag zur Uebernahme dieser Aufgabe stellen zu sollen, jedoch in der Meinung, die Ausführung bis künftigen Sommer, nämlich auf die Zeit zu verschieben, in welcher die Torfgräberei fortgesetzt und der noch übrige Theil des mit Pfählen bedeckten Moors abgedeckt werde.

Unterdessen hatte die Anzeige von der gemachten Entdeckung die schweizerischen Zeitungen durchlaufen und auch Herrn Messikommer von Wezikon erreicht, der durch seine Untersuchungen im Kobenhäuser Riete sich die Befähigung eines Experten erworben und bereits im Frühjahre 1861 bei unsern Nachforschungen an den Ufern des Untersees uns in diesen Dingen wesentliche Dienste geleistet hat. Er beeilte sich Einsicht von der Fundstätte zu nehmen und brachte ein Schreiben von Dr. F. Keller mit, der neuerdings die Aufdeckung der Pfahlbaureste dringend empfahl. Herr Messikommer selbst machte das Anerbieten, entweder auf eigene Kosten oder auf Kosten des thurgauischen Vereines oder auf gemeinsame Rechnung die Arbeit zu übernehmen, und bat vorläufig nur, bei der Vor-

steherschaft der Gemeinde als der Eigenthümerin des Torfrietes die Erlaubniß zu Nachgrabungen auszuwirken. Von Herrn Regierungsrath Herzog begleitet verfügte ich mich sogleich nach Niederwyl und ohne Schwierigkeit erlangten wir von Herrn Gemeindeammann Büchi und Gemeindsverwalter Huber das Zugeständniß, daß auf dem von der überlagerten Torfschichte bereits entblößten trocken gelegten Theile der überall zu Tage liegenden Pfahlkonstruktionen die Nachgrabungen vorgenommen werden dürfen. Sogleich wurde dann auch zum Werke geschritten.

Herr Messikommer hat über den Anfang und Fortgang der Arbeiten einen genauen Bericht abgefaßt. Er möge also selbst erzählen.

„Als der Unterzeichnete am 18. Juni dieses Jahres mit einigen Arbeitern mit den Nachgrabungen den Anfang machte, war er nicht wenig erstaunt 2—4“ tief unter einer kleinen Estrichschichte (über welcher Schichte 3' Torf f. B. gegraben worden war) vollständige Knittelböden aufzufinden, und er ließ daher die größte Sorgfalt darauf verwenden sie möglichst behutsam abzudecken und dem Auge bloßzulegen. Ich fand zuerst einen an den Enden 6', in der Mitte 10' breiten, 20' langen Boden so zu sagen noch vollständig erhalten. Dieser Boden war durch gespaltenes Eichenholz ziemlich eben und regelmäßig hergestellt und ruhte auf runden, 3—4“ dicken Hölzern oder Brügeln, welche von Pfählen umgeben waren. Der hintere Theil dieses Bodens war von Kohle ganz umgeben und angebrannt und es befanden sich noch ziemlich große Steine auf ihrem ursprünglichen Lager auf demselben, so daß die Vermuthung, es möchte dort eine Küche gewesen sein, sehr vieles für sich hat. Auffallender Weise fand sich noch ein Theil der Seitenwand dieses Bodens, bestehend in einem Laden, der zwischen die Pfähle und den Boden eingezwängt war und offenbar den Zweck hatte die Brügel festzuhalten. Ich ließ hierauf noch einige Räume abdecken und fand hier eine ganz ähnliche Bauart, nur mit dem Unterschiede, daß die Brügel hier zu oberst sich fanden

und an einigen Orten eine bedeutende Senkung dieser Böden stattgefunden hatte, welche auf 6' Entfernung oft 1 bis 1 1/2' betrug. Da ich diese sehr interessanten Reste der Pfahlhütten nicht eher mit der Schaufel zerstören mochte, bis Mitglieder Ihrer und der antiquarischen Gesellschaft in Zürich davon Augenschein genommen hatten, so ließ ich an einer andern Stelle einen Schacht zum Zwecke der Untersuchung der Unterlage dieser Hütten graben und ich konnte nicht minder interessante Beobachtungen machen. Ich stieß nämlich einen Fuß unter dem ersten Boden (den ich auch hier fand) auf einen zweiten, noch einen Fuß tiefer auf einen dritten, hierauf auf einen vierten zc., also eine ganz ähnliche Konstruktion, wie sie zu Wauwyl zc. obwaltet. Man sehe die Zeichnung Fig. 2.

Es ist also hier kein eigentlicher Pfahlbau, sondern ein Knittelbau; die Hütten wurden auf Massen von Holz gestellt und fünf bis sechs Böden lagen übereinander, deren Zwischenräume mit Reisig, Laub (meistens Erlenlaub), Estrich, Lehm und Riedtgräsern ausgefüllt waren und offenbar den Zweck hatten, die Feuchtigkeit abzuhalten. Ich fand auffallender Weise Knochen, Thonfegel und einen großen Schlegel mitten zwischen den Böden, ebenso Gewebe unter dem fünften Boden und Kohle nahe dem Seegrund. Es scheint mir, diese Böden seien nicht mit einander gebaut oder aber stellenweise wieder ausgebeffert worden, indem ich unter frischem Holz wieder angebrannte Stämme fand.

Es war aber unmöglich, in dieser kurzen Zeit und in dem kleinen Raume, den ich bis jetzt untersucht hatte, über den so wichtigen Oberbau der Hütten, über die Zimmereintheilung zc. zuverlässige Kunde zu erhalten und dieses um so weniger, als beim Torfgraben der eigentliche erste Boden total zerstört wurde und ich hier nur den zweiten als obersten vor mir hatte. Bei einer Zusammenkunft mit den hochgeehrten Herren Regierungsrath Herzog, Dekan Pupikofen und Dr. Ferdinand Keller von Zürich erhielt ich daher nach stattgehabter genauer Besichtigung des Pfahlbau's von den beiden

erstgenannten Herren den Auftrag, die von dem letztern vorgegeschlagene sorgfältige Aufdeckung eines ungefähr 25' im Geviert haltenden noch nicht berührten Stück Torfbodens zu beaufsichtigen und die bei dieser Arbeit zu Tage kommenden Gegenstände zu sammeln. Mit Vergnügen entsprach ich der ehrenvollen Aufforderung und erschien am 7. Juli wieder zu Niedermühl auf dem Pfahlbau, um die Arbeit in Gang zu bringen. Zu diesem Zwecke wurde also ein Raum von 25' in der Länge und 25' in der Breite = 625□' abgesteckt und der Torf sehr sorgfältig entfernt und es gelang mir auf diesem Wege, das was ich wünschte, zu erhalten.

Ich fand nämlich zwei vollständige und zwar von einander getrennte Knooste oder Unterstöße von verschiedener Bauart auf diesem kleinen Raume, s. g. Prügel- oder Knittelbau, beim andern Gitterbau, (welche man aufrechtstehend auch Kiegel nennen würde) ausschließlich vorhanden. Indem der auf dem Pfahlbau aufgelagerte Torf vorsichtig abgehoben wurde, traten zahlreiche aufrechtstehende Pfähle zu Tage, zum Theile noch mit ihrer natürlichen Rinde bedeckt. Sie waren offenbar Theile der auf dem Pfahlboden ruhenden Gebäude. Als auch der Pfahlboden entblößt wurde, überraschte die Wahrnehmung, daß das abgesteckte Geviertstück beinahe genau einen zweifachen Unterbau und zwar verschiedener Bauart umschloß. Die eine Hälfte war ein Prügel- oder Knittelbau, die andere ein Gitter- oder Kiegelbau. Bei dem ersten schlossen sich nämlich die Knittel an einander an, und unter ihnen ruhte in gleicher Weise ein zweites Lager in entgegengesetzter Richtung (man sehe Fig. 1); doch in der Mitte war es etwa um einen Fuß tief gesunken, und die Senkung durch einen Estrich von Lehm ausgeebnet. Der Gitterbau dagegen lag ungebrochen und eben und zeigte eine aus dünnen Balken und Knitteln bestehende fachweise aus einander tretende Construction. Die obersten Balken ruhten nämlich auf quer liegenden Knitteln und diese wieder auf Balken, die mit den obern Balken parallel liefen u. s. w. Die Zwischen-

räume waren mit Kohle und gebranntem Lehm ausgefüllt.

Die beiden Baustöcke oder Nooste standen ferner $1\frac{1}{2}$ —2' auseinander. Eine Reihe senkrecht stehender Pfähle bildeten eine Art Scheidewand. Sie scheinen den Zweck gehabt zu haben, dem Bau festen Halt zu geben und, sofern sie die erforderliche Höhe hatten, das Dach der auf dem Unterbau ruhenden Hütte zu tragen. Der zwischen diesen Pfählen befindliche Zwischenraum verbarg auch im dichten Schlamm eine Menge Scherben, gebrochene Steinbeile und anderes Gestein. An einer andern Stelle desselben fand man auch Getreide und Geflechte. Durch diese Erscheinungen wird die Vermuthung bestätigt, daß der Zwischenraum die Stelle des Hofraums vertrat, der auch die Abfälle der Küche u. s. w. aufzunehmen und den Fischen im Seegrunde zuzuführen bestimmt war.

Der starke Zudrang des Wassers machte es unmöglich, die aufeinander lagernden Holzschichten der beiden Baustöcke bis in die Tiefe zu verfolgen und regelmäßig abzudecken. Dagegen wurde an einer andern Stelle ein Schacht gegraben, welcher deutlich erkennen ließ, daß bis auf den Seegrund hinunter die Konstruktion dieselbe sei, wie in den obern Schichten. (Man sehe das Profil derselben Fig. 2.) Durch den Bohrer wurde aus der Tiefe ein weicher feisenartiger Schlamm heraufgezogen, den weißen Seegrund konnte man aber nicht erreichen. Merkwürdig ist die Menge von Wasserstoffgas, welche bei diesen Operationen hervordrang."

So weit Herr Messikommer.

Die beiden Pfahlgerüste wurden von Herrn Hasenfratz, Lehrer an der Kantonschule in Frauenfeld, in Verbindung mit Herrn Messikommer genau vermessen und gezeichnet.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Natur- und Kunstprodukten, die im Pfahlbau aufgefunden wurden, um uns das Bild von den häuslichen Einrichtungen seiner Bewohner, ihren Beschäftigungen und ihrer Lebensweise zu vervollständigen.

Im Allgemeinen zeigen sich dieselben Gegenstände, die auch

anderzwo in den Pfahlbauwerken angetroffen werden, doch ist die Uebereinstimmung mit Kobenhäusen besonders zu beachten. Es können vielleicht mit Ausnahme der Baukonstruktionen die beiden Fundstätten einander ergänzen.

Die schneidenden Handwerkzeuge sind, wie bereits berührt wurde, aus Gestein gefertigt und ihrer Bestimmung gemäß verschieden gestaltet und von ungleicher Größe und Steinart; die Keile, Beile, Meißel sind aus Granit, Kalkstein, und Serpentin; Messer und Sägen aus Feuerstein. Figur 3 zeigt ein solches Steinbeil. In Figur 4 erscheint ein mit hölzernem Halme versehenes Beil; doch ist zu bemerken, daß die Einfügung des Beils in den Halm noch auf sehr verschiedene andere Weise stattfand. Figur 5 stellt eine kleine Steinsäge dar mit ringsum geschärftem Rande; bei Figur 6 ist die Steinsäge in ein hölzernes Heft eingepaßt.

Scherben von Thongeschirren fanden sich massenhaft überall zerstreut, ganze Töpfe so selten, daß kein einziger ungebroschen aus den Gruben hervorging. Aus den Bruchstücken zu schließen waren einige Thongefäße von 2—3' Durchmesser zur Aufbewahrung von Getreide bestimmt. Figur 7 stellt ein solches dar. Kleinere Töpfe verriethen durch den anklebenden Ruß, daß sie der Küche dienten. Alle diese Geschirre bestehen aus einem mit Kohlenstaub und Quarzkörnern vermischten Thone, sind ohne Anwendung der Drehscheibe von Hand gefertigt und an offenem Feuer, also nicht hart gebrannt. Der Rand eines größeren Topfs war ziemlich stark umgebogen und durch regelmäßige Fingereindrücke geziert.

Aus demselben Stoffe bestehen die als Streckgewichte bei der Weberei bestimmten Thonregel von 3—5" Durchmesser und Höhe. (S. Figur 8.) Aus dem ziemlich häufigen Vorkommen dieser Regel ist zu schließen, daß die Weberei zur gewöhnlichen Hausindustrie gehörte. Die Verschiedenartigkeit der vorkommenden Gewebe und Geflechte läßt auf einen ziemlich hohen Grad von Kunstfertigkeit und auf complizirte mechanische Vorrichtungen schließen. Der Stoff der vorhandenen Gewebe ist Lein.

Auch Leinstengel und ungespinnene Leinfasern sind nicht selten. Dagegen scheint der Hanf den Pfahlbaubewohnern eine noch unbekannte Pflanze gewesen zu sein. Ob auch Wolle gesponnen wurde, ist eine noch nicht beantwortete Frage; doch dürfte sie, da Knochen von Schafen für die Bekanntschaft mit diesen Hausthieren zeugen, eher bejaht als verneint werden. Der animalische Stoff widerstand aber der Fäulniß und der Torffäure nicht so lange wie der Lein.

Die Mühleneinrichtung war noch sehr einfach. Granitsteine von etwa 1 Fuß Durchmesser versahen diesen Dienst. Das Getriebe mußte mit der Hand in Bewegung gesetzt werden und das Mehl glich mehr der Grütze als dem, was wir Mehl zu nennen gewohnt sind. Der Augenschein zeigt dieß an den kleinen Brothbrocken, die sich erhalten haben.

Der Küchenherd war damals schon der Mittelpunkt des häuslichen Lebens. Darauf hin deutet schon der verhältnißmäßig große Raum, den die Feuerstätte in der engen Hütte einnahm und die Menge Kochgeschirr, das in Bruchstücken zerstreut umher liegt. Die Leute von damals genossen nicht vorzugsweise Fleischspeisen und noch weniger verschlangen sie ihre Jagdbeute roh oder nur an offenem Feuer gebraten, sondern sie kochten ihre Speise und verstanden es, sie in mehrfacher Weise genießbar zu machen. Der Zustand des davon übrig gebliebenen Abraums gibt Beweise dafür.

Wozu aber wurde der Bolus verwendet? Es fand sich nämlich unter den Ueberresten des Mobiliars der Pfahlbaubewohner auch ein Borrath von weicher Kotherde. Daß sie nicht als Medicin sondern als Ziermittel verwendet worden sei, läßt die Vorliebe roher Völker für solche Schminke um so weniger zweifelhaft, da auch die spätern Allemannen noch davon Gebrauch machten. Indessen gehört ja auch die Medicin zu den Dingen, mit denen die ältesten Völker sich beschäftigten.

Ueberhaupt bietet sich der Phantasie ein weites Feld, anknüpfend an einzelne oft räthselhafte Fundstücke sich die häuslichen Einrichtungen, die Beschäftigungen, Gewohnheiten und

Genüsse oder Nothstände jener Zeiten auszumalen. Nur sorgfältige weitere Forschungen aber und neue Entdeckungen können die zahlreichen Lücken in unserer Kenntniß von der Pfahlbaubevölkerung ergänzen und dadurch über die Vorgeschichte unsers Landes das erwünschte Licht verbreiten. Es ist daher sehr zu wünschen, daß man bei Erdarbeiten die hervortretenden Ruinen aus älterer Zeit nicht mit roher Hand zerstöre, unbekannte Werkzeuge, Waffen, Scherben, Münzen nicht ohne vorhergehende kundige Prüfung beseitige oder verheimliche, vielmehr dieselben zur Vergleichung in die von gelehrten Vereinen angelegten Sammlungen abgebe; denn in solchen Sammlungen erklärt sich eines durch das andere und wird durch das Einzelne die Erkenntniß des Ganzen gefördert.

Wenn es durch fortgesetzte Aufdeckung des Pfahlbaus gelänge auch noch die Bauart und Einrichtung der Wohngebäude zu ermitteln, so wäre damit der Wissenschaft ein großer Dienst geleistet.
